

Zu den Bildern.

Unser diesjährige Bilderbuch begannen wir im Hause des Herrn, wohin Karl Knoll uns führt, sein heftiges Sandmädchen beten zu sehen. Anders ist unser Andacht, wenn wir zuerst „halb Kinderbild, halb Gott im Dingen“ beten, dann, wenn erstens Gebet loslassend, den Gussflügel des Herzens eigenen Ausdruck leihen; anders, wenn wir später mit ringenden Händen leidenschaftlich beten und, zum Gebet des Herrn zurückkehrend, nur einzelne Bitten stärker und inniger betonen, weil wir gelernt haben, wie weh die Noth thut und wie noch weher die Schuld, oder wie schwach wir gegen Verführung sind. Auf diesem Bilde insbeson. handelt es sich nicht um außerordentliche Situationen, vielmehr sehen wir die Gegenwärtigen ihre Andacht in der Form löblicher Gewohnheit ausüben. So bei den beiden Ältern; bei der Jungen mischt sich die stieliche Gewohnheit darin, über das Gesangbuch hinweg — vielleicht nach irgend einem jungen, braunen Burschen — zu leben.

Aus der Dorfkirche gelangen wir durch L. Köppler in die Weltstadt London. Wir sind in einem der großen Hörsäle, im allgemeinen Zusammenkunftssaal mit der Aussicht auf St. Paul. Welche verschiedene Gedankenwelt in jenem und in diesem Räume! Dort mischt sich in das zum Herrn gesprochene Gebet der Gedanke an die beschränkte Zeit und Sorge eines kleinen Hausstandes; hier knüpfen sich an das mit elektrischer Kraft geschriebene Wort, die weit aussehendsten Combinationen. Dort sieht in abgegriffenen Büchern das schlichte, ewige Wort des Herrn; hier drängt sich auf Nebenblättern tausendfach aneinander, was nur für das flüchtige Heute gilt, was morgen veraltet ist, und an dessen Vernichtung die nächste Nacht schon mit hundert Maschinen und nie verlassendem Feuer in rastloser Geschäftigkeit arbeitet.

Einen andern Gegenfah bietet das folgende Blatt, woszu A. Faun das Motiv aus dem börischen Hochlande genommen hat. Sätze man auf dem vorigen Blatte nicht einige Wolken, die in's Freie rufen, über der sonnenhellen Straße liegen, man würde meinen, es gäbe keine Natur; lähe man hier nicht einige moosbedeckte Bretterbänke setzen, man würde denken, es gäbe keine Menschen. Solche von seltsam, grünem Moose bemalte Hüter, in denen die geschäftige Egenmilde, welche Regen und Hitze ausweicht, mit einseitigem Taft sich den übrigen Naturkräften gegen, sind fast eins mit der Natur und so durchaus zu ihr gehörig, als ob sie ihr Herz wären, weil hinter diesen Bänken der Mensch hauset, der überall der Mittelpunkt der Natur ist.

24. Soemann läst uns in eins jener Lokale führen, deren Griffenz auf dem Gewohnheitsricke der Menschen beruht. Wie verrathen dem Leser, daß der Künstler, nachdem er uns hingeführt hat, sich zu einem Glase niederlassen will und sich daher bei jenem Herrn mit dem Bierseidel und der Cigarre nach der Sorte erkundigt. Alles in dieser Stube athmet behagliche Stammgaststube. Jedes Ding und jede Person hat den allbergebendsten Platz, sowohl der Korkzieher und die Pfeifen, welche die Habitués nebst den Deutschen größerer Bequemlichkeit halber dort lassen, als auch die alten und

jungen Whisker, welche ihre Gewohnheiten alle mit an den gemohnten Platz bringen. Nichts könnte sie lebhafter alteriren, als diesen von einem Ungewöhnlichen befest zu finden. Mit vor-sichtiger Klugheit giebt der Wirth das Pfeifchen ein, diesen von unseren süddeutschen Brüdern verachteten Trank. Ein wohlbesuchter Wirth muß sich nur hüten, irgend etwas zu ändern, sei die Menderung auch Verbesserung. Er darf, wenn er jahrelang den Gewohnheits-Mechanismus des Besiedens geübt hat, sich zurückziehen und Käuferbesitzer oder Rentier werden, aber er darf seine Ersparnisse nicht auf den Ausbau und die Versicherung seines Lokals verwenden. Wie man die Bängel vom ansehnlichen Reste durch Verührung desselben verstreut, so entlickt der Weißbiergast, wenn die heilige Gewohnheit seines Abendhunden-Daseins angetastet wird. Es giebt zweierlei Art von Stammgästen, die einen vermeiden jedes überflüssige Wort, die andern sprechen es. Zene spielen. Schach und schachia ist ein sehr beliebtes Kartenspiel, in dessen Theorie wir nicht eingeweiht sind. Nach dem aber, was uns ein Kenner darüber sagt, muß es Glück und Verstand in gleichem Maße erfordern und nicht außer Stande sein, die Leidenschaft zu erregen.

Es ist wohl Niemand unter unsern Lesern, dem nicht bei dem nächsten Blatte von A. Menzel folgende die Noten gegenwärtig wären, mit denen Donna Anna ihre „Ja, ich wage selbst mein Leben“ ausruft. Man hört Juan's Antwort, Leporello setzt ein, und während man das Bild betrachtet, spielt sich das lebensvollste Drama zu Ende, bis der alte Comthur mit dem Licht und dem Schwert kommt und sein: „Las sie, Verächter!“ donnert. Je nachdem man seinen Mozart lerne hat, dauert die musikalische Reumerei durch die folgenden Nummern fort und die Zimmerleute der Todter und der Nachschwirrer ihres Geliebten schlagen an unser Ohr. — Es ist gewiß kein Zufall, daß der Mann der Geisteswelt auf der einen und der der Sinnwelt auf der andern, daß dies ihre höchste künstlerische Ansprache durch deutsche Künstler fanden: Faust durch Göthe, Don Juan durch Mozart. Die Natur der Stoffe bestimmt den Faust für die Dichtkunst, den Don Juan für die Musik. Ja, bei wahrer Erfindung des Faust-Charakters führt er schon so hart auf das philosophische Gebiet hinüber, daß er sich in gewissem Grade selbst der dramatischen Gestaltungsfähigkeit entzieht. Dies war nicht der Fall bei früheren dramatischen Bearbeitungen (den ersten nennenswerthen Versuch machte Marlowe, Shakespeare's Zeitgenosse und Vorgänger, im Jahre 1600 mit Dr. Faustus), welche dafür aber auch den Faust als bloßen Schwarzfünfler behandeln und das Sinnenleben, seine sekundäre Krankheit, zur Hauptsache machen. Dasselbe geschieht bei der einzigen musikalischen Behandlung des Faust, die wir kennen, der Spohr'schen. Hier ist Faust der blohe Don Juan; seine grübelnde Spekulation, sein Rationalismus ist einmal für die Musik ein unmögliches Element. Dagegen dattet sich, abgesehen von allen voraus gegangenen dramatischen Bearbeitungen, die eigentliche Volkstümlichkeit der Faust-Sage erst von der musikalischen, von der Mozart'schen, Bearbeitung her.

Vorgänger waren blind, der den Stoff als Paster, Nigiri, der ihn als Oper behandelte. Die bildende Kunst hat sich viel mit Kunst, so gut wie gar nicht mit Don Juan beschäftigt. Während wir vom Faust, außer den bekannten Tafeln in Auerbachs Keller (vom Jahre 1825) und unzähligen Delibieren, welche namentlich gern die Kerkerzene und Gretchen vor dem Muttergottesbilde schildern, oder auch auf großen Tafeln in vielen kleineren Bildern die ganze Begebenheit zur Anschauung bringen; außer den einzelnen Blättern von Rembrandt und Chr. v. Schöen drei neuere, durchgehende Bearbeitungen haben (von Reisch, Cornelius und Seiberg); erinnern wir uns keiner Bearbeitung des Don Juan, kaum eines Bildes, es sei denn die kleinere Figur des Combars, um des Mondsteins willen. Und doch sollten wir denken, daß die Oper Bild um Bild zu geben vermöchte. Es wäre höchst interessant, das Verhältnis der bildenden Künste zu den beiden Sagen näher zu untersuchen.

Anderer Mänae, die Kaufmann aus Webers Cumanthe oder einen melancholischen, schuldigen Waldhornist glauben wir zu vernehmen bei dem Jagdbild von W. Meißel. Ueber die Verbindung der Musik mit der Malerei hat Moriz Lazarus in seinem „Leben der Seele“ sehr gedankreiche Bemerkungen gemacht. Er weißt im Ganzen die Vermischung gerade dieser Künste zurück. Nun möchten wir ihn aber erinnern, daß der Grad der Fernsichtigkeit der Kunstler bei verschiedenen künstlerisch angelegten Individuen auch verschieden sein wird. Wir sind gewiß nicht die Einzigen, denen beim Anblick eines Landschaftsbildes die Stimmung kommt, daß man ein Lied leise vor sich hinmurmelt oder doch eine Melodie im Herzen klingen hört, denen beim Anblick eines oftstollen Figurenbildes dramatische oder Symphonie-Musik erklingt, wie wir z. B. keine Gemalt-Szene gemalt sehen können, ohne das uns Weber's Musik einfiel, ja, wir gehen so weit, daß wir hierin einen Gradmesser für die Wirkung des Bildes zu erblicken vermögen. Leicht erwecken Landschaften und Ueber die Umfassung des in die Ferne strebenden oder fern liegenden Berges oder Gemüthes, und häufig werden wir finden, daß sich den Landschaften die Sehnsucht in die Zeitferne, in ein glücklicheres „Gestalt“ den Piederer die Sehnsucht in die Raumferne, in ein glücklicheres „Dort“, gleichsam wie ergänzend, beifügt.

Außer der Wetter-Unterhaltung ist unter Männern nichts so geeignet, eine Verbindung oder auch nur eine Conuersation zu eröffnen, wie der Tabak, sei es, daß er der Junge, sei es daß er der Nase dargeboten werde. Wie eine große Gemeinde sind alle Raucher mit einander verbunden und die Pflege dieser Leidenschaft hat ihre Rechte und Gesetze so gut, wie sie die Jagd, das Biertrinken und andere edle Vergnügungen immer haben können. Kein Bruder Raucher verläßt dem andern das Feuer, ja, langt man z. B. im Dampfwagen eine Cigarette hervor, und hat eben den Kopf mit der Taschenuillette abgesehritten, so bietet sich gleich eine in Gluth befindliche Cigarette aus der Reisegesellschaft zum Anzünden dar. Um wie viel mehr, wo Zwei sich einsam auf dem Reide begehen, wie auf D. Wisniewski's Bild. Die Mittelstellung wird hier mittelst Zunders bewirkt; der Jäger bläst etwas stärker hinein, damit das Feuer sich blosslege. In dem Gehäut des Invaliden liegt das Recht, in dem des vornehmen Jägers die Pflicht des Rauchers ausgedrückt. Knüpft sich noch eine weitere Unterhaltung daran, so würde der Kritiker gewiß die Kunde des Jägers loben, wenn er welche mitgenommen hätte; denn das erste Stadium einer guten Unterhaltung nach der Einleitung ist, daß man irgend einen Weis des Angeredeten lobt. Man hat Beispiele, daß die Bemerkung: „Was haben Sie da für einen äußerst hübschen Reisefackel“ zu Verlobung und Hochzeit geführt hat.

Diese Scene bezieht sich auf der türkischen Lusta; L. W. rger zeigt uns die ungarische. Es freut sich kaum, welche freundliche ist. Die Dickschalen der Thier sind allerdings baum-

los, weit ausgedehnt und sanft, wie die mächtige Landschaft; allein, unangebaut wie sie sind, darf man sie nicht zugleich unfruchtbar nennen. Sie sind reich an Viehstrüßen. Die Hirten ziehen von Ort zu Ort mit ihren Schaafherden; bei jeder derselben befindet sich als nie fehlender Begleiter ein Hül, der die Bestimmung hat, beim Weiterziehen einig's Hüttengeräth oder den Herrn selber zu tragen. Dieses Nomadenleben dauert das ganze Jahr durch. Die Hirten theilen sich in Kasten, welche durch die Gattung des gehaltenen Viehes bestimmt werden; hierbei nimmt der Schwoimeier (Kanász) die unterste, der Höllebändler aber, der gelegentlich auch Hölleb ist (Csikos), die höchste Stellung ein. Wir haben es hier mit einem Jahász d. h. einem Schaafhirten zu thun, dessen Leben im angenehmen Wechsel von Nichtthun und Gamaschthun dahinfließt. Einige Aufregung in die Gleichförmigkeit dieses Haldendaseins brachte jüngst die Kaiserreise und prächtig wie die auf den Steppen heimische Tata Wozana, glänzte das Volk der Jazzen und Komannen vorübergehend in phantastischen und malerischen Aufzügen, welche den kaiserlichen Wagen umschwebten.

Ob. R. v. e, (geb. am 28. Februar 1817 in Weßin) beliebter Landschaftsmaler, charakteristischer und innig. Malt er Bäume, so gibt er den Jamben des Waldes, seine Szenen athmen die Herrlichkeit des Waldes, seine Landschaften offenbaren die Reize der Wälder und Hüfen, seine Berge sind voll Alpenfische und Dutz; er hält nichts von dem Elementarischen zurück, was in den Dingen ist. Seine künstlerische Gestaltung war geeignet, diese seine Art und Weise zu unterstützen. Er war ein Schüler von dem genialen Wesen, der einen großen Einfluß auf seine jungen Jünger zu üben wußte. Er liebte, mit ihnen hinaus zu gehen und ansehnlich der Natur ausgeführte Studien anerkennen zu lassen. „Das ist reine Natur“ war der Ausdruck seines höchsten Lobes. So wie aber Einer anfing, drücken gleich zu stilliren oder gar Anflüge von Manier zeigte, so hieß es mit sehr ironischer Note: „Der macht ein Bild!“ Neben diesen Studien war W. in der Werkstatt des hochverehrten Dekorationsmalers Gert beschäftigt. Später war er Schüler von W. Schirmer. Im Jahre 1845 war bei ihm das Geld zur italienischen Reise bestimmt. Er kam bis Sizilien. Seine Neigung wendete sich trotz der südlichen Studien mehr der Darstellung schweizerischer und tirolischer Gebirgs-Landschaften zu. Bald nach seiner Rückkehr half er das neue Museum in Berlin mit landschaftlichen Kreisen schmücken, welches ihm die Mittel zu einer neuen Studienreise, diesmal nach Paris einschließend, gewährte. Eine große Folge herrlicher Gebirgs- und Wald-Landschaften entstanden nacheinander, unterbrochen mitunter von einem fein durchgeführten Architekturstück. In letzter Zeit wendete sich der Künstler mit Vorliebe der heimathlichen Natur zu, und schlichte Gründe und grüne Felder, Gebirgen, über denen die Lerche zu schweben und in denen sie zu nisten liebt, sind vielfach mit gleich poetischer Treue von ihm dargestellt worden. Gegenwärtig ist er aus Anlaß seiner wankenden Gesundheit in Neapel; leider mehr seine Brust, als sein Herz ließ ihn dahin, und ein Bild wie dasjenige, welches er uns beigezeichnet hat, ein deutscher Hirtenwald, mag wohl oft in Gedanken vor seiner Seele stehen, wenn er bedenkt: Wäre ihm glückliche Heimkehr verfallen werden!

Ein Hund sei noch so häßlich, Appetit hat er doch. Durch Dresse kann, wie uns die Jäger und Hundliebhaber bezeugen, ein Hund* dahin gebracht werden, seinen Appetit zu verläugern; aber alle Dresse der Welt wird das Nach-Gemaltes von Kattenfänger, welches K. Seiffert so porträctirt hat, nicht zu der Heberzeugung bringen, daß mit dem warmen Frühstück auf jenem Oden nichts zu machen ist, so lange derselbe noch in jenem Zustand der Wärme verharret, der ihn in der Gegend der Thür so gar glühend erscheinen läßt. Wie die Mode oft das Hässliche beschützt, so hat sie jetzt die Stelle der Schockhunde, welche früher das Gesicht

der Möpse inne gehabt hat, an die sogenannten Mattenfinger verleiht, welche jenen hässlichen, behaarten Knäuel des Bärenfellers gleichen. Die Möpse aber sind ausgeföhrt. Ein thierhandiger Menagerie-Besitzer (der Mann ist Entschloß; er trug das Miniaturportrait einer gestorbenen Lieblingsdogge, von einem gekleideten Maler gefertigt, als Vorstudium) hat uns versichert, daß nur noch zwei Möpse in Europa existierten, den einen besäße er, der andere befände sich an einem europäischen Hofe. Sein Exemplar wurde vorgeführt, und die anwesenden jungen Maler trugen das tiefverdroffene Gesicht in ihre Skizzenbücher.

Das nächste Blatt von Grotius hat einer der vorzüglichsten Steinzeichner der Gegenwart, G. Kretzer, auf Stein übertragen. Konstantin Grotius (geb. den 6. Januar 1814 zu Pries in Schlesien) erhielt seine Jugendbildung in Breslau, wohin die Eltern bald nach seiner Geburt übersiedelten. Sie war wissenschaftlich und künstlerisch zugleich. 19 Jahre alt ging er nach Berlin, wo er sich besonders an Wad ansehte. Er gewann 1838 den Preis für Historien-Malerei, welches ihn nach Paris und Rom führte. Italien hat ihm von da ab die Stoffe für seine Schöpfungen geliefert. Das schöngehaltene Volk, seine Sitten und Bräute, sind die Vorwürfe, die er mit edler Einfachheit und vieler Harmonie den Farben darzustellen liebt. Schilder kann zur ethnographischen Schilderung der physischen Charaktere hinaus, den er seinen Figuren zu geben wußte, wodurch er das Interesse davon weicht. So hier bei seinem römischen Winter-Adonifen. Voll Resignation ist das eine der Frauenbilder, voll matt hoffendem Verlangen steht das andere vor dem Schreiber, der seinerseits in dem Anblick ein höchst originelles Gemisch von Gutwilligkeit und Bitterkeit reizt. Beides ist ihm möglich. Alles braucht er für seine Kunden, dieses gegen deren Feinde. Die Sache muß so schlimm nicht stehen, wie die Frauenzimmer fürchten; man kann sich nicht enthalten, zu dem klugen Alten Jutrauen zu gewinnen. — Grotius war auch ein Jahr in Konstantinopel.

Schlummer als die Türken — um einen süßen Liebesgang zu machen — war in dem dreißigjährigen Kriege das Aergers des Generals Herde. Das neugeborene Regiment dieses Grotmanns war so „schwacher und künftlicher Natur“ wie Simplicissimus sagt, daß man überall Kranke, Lahme und Wüde zurückließen sah. Die schlimmste Krankheit, die Raubheit, besaß denn auch die Gefandenen, und so kam es, daß man sie „kaufenweis bei einander sah, wie die Feldhühner im Winter, hinter den Hecken, im Schatten, oder nach ihrer Gelegenheit an der Sonne oder um ein Feuer herum liegen, Tabak zu schmauchen und zu saugen.“ Daraus wurden natürlich Spitzbuben. Diese Gruppe von Landstreichern ist eben mit dem schwererjahren Theil ihres Tagewerks beschäftigt. Es war nicht schwer, diese Köpfe mit Kopfarbeiten und Kleiden Unbewehrten oder Unbewachten abzunehmen, aber es ist schwer, die richtige Verteilung zu bewirken. Die verrätherischen Wüfel sind als Schiedsrichter gewählt, aber das Schwert wird wahrscheinlich ihre Ansprüche fortlagern. Der Lieber dieses Bildes, Otto Weber (geb. am 17. October 1822 in Weimar) vertritt seine künstlerische Richtung schon früh und vertraute seine ersten Übungen dem Zeichnen im Thiergarten an; er kam daher schon im achten Jahre, und zwar zu Ferdinand Wegs in Unterricht, dann auf die Akademie, wo er sich zweimal Preise erlangte. Sein späterer Lehrer war Strauß, dessen Darstellungsgebiet auch das seinige geworden ist. Kämpfe Szenen mit Hinrichtung der Hirsche, Jagdschilde u. dgl. beschäftigen ihn vorzugsweise. Während seiner einjährigem Militärdienstzeit lieferte er Bionde-Szenen u. dgl. aus dem Salsburgen. Die letzte Ausstellung zeigte einen Herdemarkt in einer Provinzialstadt von lebensvoller und charakteristischer Schilderung.

Nur das Nichtsthan, welches kein Nichtsthan ist, kann für genannt werden. Das völlig inhaltslose ist es nicht. Wenn

auch Kopf und Hände rüben, so soll mindestens die Phantasie, das Gemüth beschäftigt sein. So wenig man Beschäftigung mit Reich vermehren darf, eben so wenig darf man das süße Nichtsthan mit demjenigen verwechseln, welches den Menschen verjauert. Der Gegenstand, welcher die Dame, in deren Gemach uns H. Amberg treten läßt, in das süße Nichtsthan versetzt hat, ist, nach ihrem Gesichtsausdruck zu schließen, ohne Zweifel im höchsten Grade interessant. Stören wir sie nicht, sondern blißern wir weiter:

Hermann Kreischer (geb. am 28. October 1811 in Anklam), zu dessen Weikener wir jetzt kommen, begann seine künstlerische Laufbahn zu Berlin in der Malerschule von Wad im Jahre 1828. Drei Jahre darauf, als eben W. v. Schadow die Düsseldorf Akademie, namentlich durch die Einrichtung der Werkstätten für ausübende Kunstschüler, zu einem neuen, naturgemäßen Organismus gemacht hatte, schloß sich Kreischer dieser Anstalt an, war besonders mit Robert Schmid und Wüdemann in Freundschaft verbunden und theilte mit ihnen die damalige Blüthe der Düsseldorfer Schule in Kunst und Künstlerleben. Seine Bilder (wir nennen „Krieger und sein Gefäß“, „Schwebende“, „Mittelschiffchen“, durch Strindorf populär geworden), wurden beliebt und setzten ihn in den Thron, seine Kömmerfahrt im Jahre 1837 zu beginnen. Bald folgte ihm Weid, und sowohl bei angenehmer Verkehr mit Kunstgenossen, zu denen dort auch August Nibel gehörte, als auch Beliebtheit seiner Schöpfungen wiederholte sich in Rom. Letztere kamen meist in den Besitz des Kaisers von Rußland. Es schien dem jungen Künstler angemessen, auf einem interessanten Umwege nach Düsseldorf zurückzukehren. Sein Zimm stand nach Griechenland, damals für einen deutschen Maler höchst ungewöhnlich, wiewohl heutzutage Jeder mindestens in den Orient geht. Als er daher im Café grec den Freunden seinen Entschluß mittheilte, Athen und sogar Konstantinopel besuchen zu wollen, lachte man ihn aus und trug ihm auf, doch auch ja den türkischen Sultan zu malen. Der unternehmungslustige Künstler versprach es scherzend. Im Herbst 1839 ging er nach Athen. Dort lebte er mit Geibel, Curtius, Reilmann, Hochstetter und anderen Freunden ein an Anregung und poetischem Genus reiches Leben und füllte seine Mappen mit originellen Studien aller Art. Nun begab es sich, daß er mit der ihm eigenen Gabe in sorgloser Unbedachtlichkeit die nächste Gelegenheit im rechten Augenblick zu ergreifen, dazu kam, die schöne Tochter des alten Vossaris zu malen, deren Jüge unseren Lesern aus der Schönenwelt-Sammlung des Königs Ludwig bekannt sind. Die Königin kam öfter, das Bild ihres Schüßlings zu sehen und fand so viel Gefallen daran, daß sie selber dem Maler sah, auf welches Bild sich das bekannte Sonett Weidels bezieht.

Andere Bildnisse von Mithildern des griechischen Königs folgten diesem ebenfalls sehr gelungenen Portrait. Der Künstler verlor darüber den Rest der schönen Jahreszeit und beschloß, in Aegypten zu überwintern, von dessen mildem Klima man ihm viel gerühmt hatte. Auch hier sah alsbald der Statthalter des Landes, Mehemet Ali, vor seiner Palatte. Was ein französischer Künstler dem Pascha nicht hatte zu Dank machen können, gelang dem Deutschen. Die ganze Herrscherfamilie sollte nun von ihm gemalt werden. Kaum aber war außer dem Oberhaupt sein Gefäß und spätere Nachfolger, Abbas Pascha, vollendet, so verwickelten die Unabhängigkeitskämpfe den Sultan in einen Krieg, der so nachtheilig für ihn endete. Kreischer floh vor dem Ausbruch des Kampfes nach Konstantinopel, wurde aber dort noch von der ägyptischen Augenkrankheit heimgeführt. Der damalige preussische Gesandte, der Graf von Königsmark, gab ihm sofort Wohnung und Pflege in seinem Landhause am Vespors, ließ ihn durch den Minister Reichsd Pascha dem Sultan Abdul Medjid vorstellen, und bald konnte er den römischen Freunden schreiben: „Ich male also jetzt den Sultan.“ Der Künstler hatte es sehr gut dort. Täglich tritt er von Vojukdere, seinem Lands-

haufe, in den Palast des Kaisers, wo ihm Walsimmer eingerichtet waren, in welche der Herrscher einztrat, so wie er Lust fürte, dem jungen Kranken zu sitzen und sich mit ihm durch den Dolmetsch zu unterhalten.

Aus der damaligen Studienmappe ist das Kulturbild genommen, welches Kreschmer der Argo eingereicht hat. Der fischreiche Vopporus bildet gewissermaßen die Jolkstation für die Scharen der Wanderfische, welche vom schwarzen Meere in den Archipel und bis in's Mittelmeer oder auch den entgegengelegten Weg ziehen. Auf mancherlei Art wird die im großen Style betriebene Fischerei ausgeübt. Die eigentümlichste auf die hier geschilderte Weise. Diese 18—20 Fuß über dem Wasser schwebenden Wachtstätten werden Pallias genannt. Mit dem Küsten gegen die Küste gebaut, entspricht ihnen eine Reihe von Pfählen, welche zwanzig Schritte weiter in den Meergrund gerammt sind. Dieser Anpas enthält die Kege für die Fischherden, deren Kommen sich durch das Kräuseln der Oberfläche verräth. Aldann ziehen die Wächter, deren immer zwei oben sind, die Kege auf. Die Bauart dieser schwebenden Häuser ist sehr nachlässig, wie man sieht; je nachdem es Wind und Welle heischt, wird ohne ein besonderes Constructions-Prinzip Balken an Balken angehängt und ergänzt. Die Wächter wohnen, schlafen und — rauchen während der ganzen Dauerzeit oben und werden durch Röhre vom Lande aus verproviantirt; ein solcher Lebensmittel-Transport langt hier oben an.

Die reiche Folge derartiger Schilderungen, mit denen 1841 Kreschmer in's Vaterland zurückkehrte, machte Aufsehen in Berlin. Durch A. v. Humboldt wurde der Künstler Sr. Maj. dem Könige vorgestellt, der die Ausföhrung vieler Skizzen befohl. Eine andere Reihenfolge orientälischer Bilder, welche der Prinz Albrecht, der inzwischen den Orient besucht hatte, malen ließ, veranlaßten den Künstler im Jahre 1843 nach Berlin überzusiedeln. In dieser Zeit entstand sein „Samum“ und andere Wägenbilder. Bis 1848 war er für den genannten Prinzen beschäftigt. Dann ging er auf einen Sommer nach England, welche Fahrt er fünf bis sechs Jahre lang allfömmertlich wiederholte, da er bei Hofe und in den höchsten Kreisen bald ein sehr beliebter und gesuchter Porträtmaler wurde. Als einem genauen Kenner des Orients übertrug man ihm die Ausarbeitung des illustrirenden Theiles von des Prinzen Waldemar Werk über den Orient; auch malte er diesen Häften in der Schlacht bei Perestschab in dem Momente, wo er dem an seiner Seite fallenden Krieger beibringt. Außer einigen historisohen Bildern sind es vorzüglich orientälische Stoffe und Scenerien, welche Kreschmer darstellt. Eine Stärke hat er im betheren Genre, und es sind ihm auf diesem Gebiete die Stoffe aus dem Morgenlande (Wüsten-Anekdoten, wie man sie nennen kann) oder aus dem heimathlichen Dorfe gleich gefällig.

Eine wunderbare Macht übt das Geheinnisvolle aus, und die Neigung zu ihm hat sicher mitgewirkt, daß das Ansehen der heiligen Behme jemals hat so groß werden und so lange dauern können, daß wir das Freigericht in seiner eigentlichen Heimath Westphalen, wenn auch in modifizirter und gemilderter Form doch noch bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts, also fast so lange haben, bis es von dem östlichen Schwurgericht hat abgelöst werden können. Einer der berühmtesten Freistühle, wie der Ort der Gerichtsung genannt wurde, war der zu Dortmund. Die späteren Freigerichte waren auch schon öffentlich und diese wurden „bei rechter Tageszeit und scheinender Sonne“ abgehalten. Ein solches bereitet sich offenbar auf dem von Kreschmer gegebenen Blatte vor. Es ist im Grunde eine sehr gute Skizze, deanken bei schönem Wetter zu sitzen. Die feste

Natur stimmt zur Gerechtigkeit, Milde und Klarheit. Welchen Kulturwechsel haben diese ehrwürdigen Räume hier nicht schon erlebt, und was können sie noch erleben. Wir übersehen aber idretwegen den sehr poetisch wiedergegebenen, in der Natur allföhlich sich erneuernden Vordergrund nicht.

Ein Orkus, der leicht zu erlangen ist, ertet auch leicht aus, dagegen hält ihn Mühe um ihn in Maas. Vieles werfen wir das letzte Viertel der Sigare fort, und bedauern wir uns gar der Epigen, so seien es indälichst werthlose. Die jetzigen sind selten, welche einen Kultus der Sigarensippen üben. Die Weite aber erlaubt nicht bloß, sondern fordert zu einem gewissen Kultus auf. Ein neuer Pfeifenkopf will angebraucht, d. h. so lange gebraucht sein, bis sich in seinem Innern eine Kruste bildet, welche immer dicker und dicker wird, bis sich der innere Raum allmählich auf Null reducirt. Die erste Pfeife schmeckt nicht gut, aber der junge Maader, den Hofemann hier schildert, hat doch seine Freude daran, und es hat ihm die letzten Arbeitstage der Woche schon verbracht, daß er am nächsten Sonntag mit dem neuen Pfeifenkopfe wird in der Tabac stehen können. Mit Recht bewundert ihn sein Gggenos, denn warum sollte der Erfolg ihres Mannes nicht auch der ihrige sein, gehört der Pfeifenkopf doch zum Paugestück.

Es ist nicht gesagt, welche Krone wichtiger ist, ein neuer Pfeifenkopf oder ein neuer Hund. Jener Mann ist aber die Noth der Wahl schon hinüber; vielleicht ertet er sein Gerüth zum Geschenke; aber die gute Dame auf dem folgenden Blatte, welches uns Arnold wieder bei den Thieren zeigt, die am meisten Gnade vor seinem Binsel erfinden haben; diese gute Dame ist noch mitten in der Wahl begriffen und sie hat ohne Zweifel minder bedenklich darin geschnaut, als es galt, die Gattenwahl zu treffen; denn damals war sie jünger und er redete selbst für sich und zeigte sein Herz; aber was in so einem Thiere heßt, kann Niemand wissen, und es kann sich kein Mensch in eine Hundsnatur hineinphantastiren, wie Orzel in seiner Philosophie der Geschichte sehr richtig bemerkt. Bedenken wir es daher der Guten, daß sie prüfend des Blick hin und wieder schweifen läßt bei den Loheserhebungen, welche der unverdrossene Händler all' seinen Schülzlingen spendet, am meisten aber denen, die das Lob am wenigsten verdienen? Sie aber haben alle ihre eigenen Gedanken und Empfindungen, und ahnen nicht, daß in diesem Augenblicke nicht bloß ihr Heil, sondern auch ihr Gethül der Anhänglichkeit verkauft wird. Die Scene geht übrigens in Brüssel vor sich, wo vor der Kirche der Hundemarkt aufgeschlagen ist. Man sieht sie dort sogar in Käfigen; auch bewohnen sie bei den Verkäufem mitunter nicht bloß die Orter der Seitenstaschen, sondern mitten in dem rechten und linken Vusenraum des jugendpften Nodens.

Wenn wir so ein altes Raubföhlig liegen sehen, wie es A. Haun auf dem letzten Blatte der Argo abgebildet hat, oder von den Raubreitern des Mittelalters lesen, so föhlen wir uns unwillkürlich wohl, so weit von den Zeiten der Raubredtustände entfernt zu sein. Aber im weiteren Betrachteten geschieht es auch bisweilen, daß wir uns an heutige Verhältnisse erinnern, welche unter der Form der Civilisation unseres Jahrhunderts denselben Kern haben, der sich im Mittelalter nur auf massivere und äußerlich robere Weise auslegte. Es ist hier nicht der Ort, zu sagen, welche Analogien sich für uns und unsere Zeit ergeben, da der betheren Kunstbetrachtung unfreundliche Seitenblicke auf Zustände der Gegenwart fern liegen. Gatten wir daran fest, daß stets neues Leben aus Ruinen keimt. Hat man doch auch nicht unterlassen, zu bestimmen, an Stelle welcher früheren Orschelungen unsere Argo getreten ist. Immerhin, wenn man was nur nicht läugnet, daß wir das Zeitgemähe und Würdige bringen.

Frederich Engels.

coll. cop.
F. GR
1/12 Mer



Faint, illegible text arranged in two columns within a rectangular border.